

CHRISTOPHER ROSS

DIE *W*ÖLFE  
AUS DEM NEBEL

NORTHERN  
LIGHTS

ueberreuter

müssen. »Ich bin kein gefühlloser Killer, Carla. Ich hab nichts gegen Tiere. Auch nicht gegen Straßenhunde und Wölfe. Hier in Montana jagen wir Wölfe und streunende Hunde, weil sie Kälber reißen und den Ranchern und Farmern, denen es sowieso nicht rosig geht, das Leben schwer machen. Deshalb sind wir keine Tierhasser oder Tierquäler. Im Gegenteil. Cowboys sorgen mehr für Tiere als alle Vegetarier und Veganer, die sich im Internet als gute Menschen feiern lassen. Und in Alaska töte ich nur Wölfe, die sich an Nutztieren vergreifen und zu einer ernsthaften Gefahr für Menschen geworden sind. Das Töten dieser Tiere ist mein Job, und ich erledige ihn so, dass sie möglichst wenig zu leiden haben. Ich töte nicht aus Spaß oder um damit anzugeben wie manche dieser sogenannten Großwildjäger, die nach Afrika überfliegen und dort betäubte Löwen und Elefanten abknallen.«

»Mit so einem hatte ich gerade das Vergnügen«, sagte Carla. Sie erzählte ihm von Bill Keene und den zehn toten Wölfen. »Ein ekelhafter Kerl!«

»So was würde ich nie tun, Carla!«

Seltsam, dachte sie, immer wenn wir miteinander reden, will ich ihn bekehren und er sagt mir, dass er nichts gegen Wölfe hat. Als wollten wir uns gegenseitig den Wind aus den Segeln nehmen, um endlich wie zwei unbelastete Menschen miteinander umgehen zu können. Kein liebes Wort, keine zärtliche Liebeserklärung, sondern eher der Austausch von Argumenten, als wären sie Teilnehmer einer Diskussionsrunde. Wahnsinnig romantisch. Und nicht gerade das, was ihr durch den Kopf ging, wenn sie an Jason dachte. Ob es ihm genauso ging?

»Ich will nicht über dieses Thema reden«, sagte er.

»Ich auch nicht.«

»Eigentlich wollte ich dir nur sagen, dass ich an dich gedacht habe.«

»Ehrlich?«

»Wenn ich über unsere Weide reite, stelle ich mir immer vor, wie schön es wäre, wenn du an meiner Seite wärst. Du würdest dich bestimmt gut auf einem Pferd machen. Wir haben einen Schecken, der wäre ideal für dich.«

»Ich bin kein Cowgirl. Ich kann nicht besonders gut reiten.«

»Das würde ich dir beibringen.«

»Klingt verlockend.« Sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg, und war froh, dass er sie nicht sehen konnte. Was war bloß mit ihr los? »Jason, ich ...«

»Es tut gut, deine Stimme zu hören.«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

»Vielleicht komme ich in Copperville vorbei, wenn ich wieder in Alaska bin«, sagte er. »Du könntest mir zeigen, wie man einen Hundeschlitten steuert. Und wir könnten einen dieser tollen Cheeseburger im Roadhouse gegenüber essen, von denen du so geschwärmt hast ... wie heißen die noch?«

»Wolfburger.«

»Wolfburger ... genau.«

»Das wäre schön. Ruf mich an, okay?«

»Mach ich. Carla?«

»Ja?«

»Ach, nichts.«

Sie legten auf, und Carla trank ihren restlichen Cappuccino, der längst kalt geworden war. Erst nach einer ganzen Weile legte sie ihr Handy beiseite und kehrte zur Couch zurück. Die Schmerzen in ihrem Bein waren dank der starken Schmerztabletten, die ihr Doc Hostetter verschrieben hatte, vollständig abgeklungen. Sie legte das verletzte Bein hoch. Im Fernsehen lief inzwischen eine dieser nervigen Sitcoms, die ständig von Lachern unterbrochen wurden. Sie schaltete den Fernseher aus und griff nach ihrem Thriller, legte das Buch aber schon bald wieder zur Seite. Es fiel ihr zu schwer, sich zu konzentrieren.

Jason ... von allen jungen Männern, denen sie während der letzten Monate begegnet war, musste sie sich ausgerechnet für ihn interessieren. Warum eine stressfreie Beziehung, wenn es auch kompliziert ging? Nur nicht lange darüber nachdenken, sagte sie sich, das bringt sowieso nichts. Sie stand auf und blieb eine Weile am Fenster stehen. Amy Morton fuhr gerade mit ihrem Hundeschlitten die Hauptstraße hinunter und verschwand in der Ferne. Trotz ihres Alters hatte sie gute Chancen, beim Iditarod auf einem der vorderen Plätze zu landen. Mit ihrer großen Erfahrung und ihrem unbeugsamen Willen steckte sie so manchen jungen Hüpfen in die Tasche. Bei einem Hundeschlittenrennen wie dem Iditarod kam es nicht nur auf Geschwindigkeit an, sondern auch darauf, wie man mit den Huskys zurechtkam, die Beschaffenheit von Schnee und Eis beurteilte und sich sein Rennen einteilte.

Im Bett hing Carla noch einige Minuten ihren Gedanken nach, dann übermannte sie die Müdigkeit, und ihr fielen die Augen zu. Sogar zum Träumen war sie zu erschöpft. Sie wachte erst mit dem Weckruf ihres Smartphones auf, einem mehrfachen Hundebellen, das sie selbst aufgenommen hatte. Als sie merkte, dass die Wunde kaum noch schmerzte, atmete sie erleichtert auf. Chico hatte sich glücklicherweise zurückgehalten. Sie gönnte sich ein Müsli mit Haferflocken, Bananen und Honig und war für einen neuen Arbeitstag bereit.

Im Wolfcenter freute sich C. J., sie wieder gesund und munter zu sehen, empfahl ihr aber, das Gehege der Wolfshunde während der ersten Tage nicht zu betreten. »Es wird sicher eine Weile dauern, bevor er dich an sich ranlässt. Bei Straßenhunden wie Chico muss man besonders vorsichtig und geduldig sein. Sprich mit ihm durch den Zaun, das hilft. Weißt du noch? Bei Merlin hat es auch länger gedauert.«

Merlin, ein silbergrauer Wolf, war vor ungefähr zwei Jahren von seinem Rudel verstoßen worden und sehr aggressiv gewesen, bis er gemerkt hatte, dass man auch in den Gehegen jagen konnte, wenn auch nur Hasen und andere kleine Tiere. Eines der Gehege schloss ein kleines Waldgebiet mit ein, das genug Platz für einen fanatischen Jäger wie ihn bot.

Carla begleitete den Tierarzt zum Gehege der Wolfshunde und blieb am Zaun stehen, während er hineinging, weil er nichts von Chico zu befürchten hatte. Der Wolfshund freute sich sichtlich, ihn zu sehen, ließ sogar sein Fressen, das C. J. ihm schon vor einigen

Minuten gebracht hatte, im Stich und begrüßte ihn, indem er den Kopf gegen sein Schienbein drückte. »Alles klar, mein Lieber!«, beruhigte C. J. ihn. »*Muy bien*. Hier hast du nichts zu befürchten.«

Chico jaulte leise, beinahe unterwürfig, dann entdeckte er Carla am Zaun und rannte zu ihr. Er sprang bellend am Zaun hoch, entblößte seine Reißzähne und fauchte und knurrte, als hätten ihn die Hundefänger erwischt.

Carla war darauf gefasst gewesen und reagierte ruhig. »Chico! Was ist denn los mit dir? Ich bin's, Carla. Ich bin mit C. J. befreundet und meine es doch gut mit dir.« Ihr Tonfall war scheinbar gelassen, aber auch bestimmt. »Ich will dir nichts Böses. Ich arbeite hier, weißt du, und möchte mich genauso um dich kümmern wie C. J. oder Rosita. Ich will deine Freundin sein.«

Als könnte Chico sie verstehen, wurde er etwas ruhiger. Er stand wieder auf allen vieren, knurrte aber noch misstrauisch und zeigte seine scharfen Zähne. Er drehte sich einmal um sich selbst und blickte sie schlecht gelaunt an.

»Du hast eine Menge durchgemacht, das weiß ich doch. Ich möchte auch nicht auf der Straße leben und von den Leuten beschimpft werden. Bestimmt haben sie dich mit Steinen beworfen und Scherze auf deine Kosten gemacht. Davor brauchst du bei mir keine Angst zu haben. Ich mag Wölfe und ich mag Hunde, auch wenn sie so zottig und mitgenommen aussehen wie du. Es ist mein Beruf, mich um Tiere wie dich zu kümmern.«

Chico legte den Kopf schief und blickte sie neugierig an. Anscheinend konnte er sich keinen Reim darauf machen, was sie mit ihren sanften Worten bezweckte. Zu oft in seinem Leben war er reingelegt und misshandelt worden. Das Leben auf der Straße war hart, auch für einen starken Wolfshund wie ihn. Carla hatte Videos im Internet gefunden, die zeigten, wie Kinder mit Steinen nach Straßenhunden warfen und sogar Feuerwerkskörper anzündeten, die den Tieren schwere Verletzungen zufügten.

»Keine Angst, Chico, ich gehe dir nicht auf die Nerven mit meinem Friedensangebot. Ich lass dir genug Zeit. Auch Menschen müssen sich aneinander gewöhnen, wenn sie sich vorher nicht kannten. In ein paar Tagen verstehen wir uns sicher besser, dann lässt du mich bestimmt auch in dein Gehege, damit ich C. J. helfen kann. Den Biss nehme ich dir nicht übel. Ich weiß, dass du nicht besonders fest zugebissen hast, sonst stände ich jetzt nicht vor dir. Wahrscheinlich ahnst du schon, dass ich es nur gut mit dir meine, stimmt's?«

Chico jaulte leise, als wollte er sich entschuldigen, drehte sich aber noch mal knurrend um, bevor er zu seinem Unterschlupf zurückkehrte und sich über die Reste seines Fressens hermachte. Seine Mahlzeit war wichtiger als sie.

»Das wird schon«, rief ihr C. J. zu.

»Chico ist ein Netter«, sagte sie. »Etwas ruppig, aber nett. Wenn er sich erst mal an mich gewöhnt hat, komme ich gut mit ihm aus, da bin ich sicher.«

Sie ließ C. J. mit dem Wolfshund allein und begrüßte die Wölfe in den Nachbargehegen, die ihr Fressen ebenfalls schon bekommen hatten und kaum Notiz von ihr nahmen.

Wendy war im Gehege mit den zahmeren Vierbeinern und winkte ihr zu. »Merlin ist weg«, rief sie. »Ich glaube, der verschmählt mal wieder sein Fressen. Seltsam, den

Burschen bekomme ich kaum zu sehen.«

»Kein Grund zur Sorge. Merlin steuert gerne selbst was zu seiner Mahlzeit bei und ist sicher auf der Jagd. Wie ich ihn kenne, kommt ... ah, da ist er ja!«

Merlin, der trotz einiger schwerer Verletzungen kaum etwas von seiner Beweglichkeit eingebüßt hatte, kam mit einem Eichhörnchen zwischen den Zähnen aus dem Wald gerannt. Carla glaubte, ihm seinen Stolz auf die erfolgreiche Jagd anzusehen. Er hatte sich längst daran gewöhnt, nicht mehr im Rudel jagen zu können und auf größere Tiere wie junge Elche oder Hirschkälber verzichten zu müssen. Er machte sich heißhungrig über seine kleine Beute her, als wollte er den anderen zeigen, dass noch immer mit ihm zu rechnen war. Dann nahm er sich die Fleischration vor, die Wendy ihm gebracht hatte. Sein Hunger wuchs mit jeder Mahlzeit.

Ihr anderer Problemwolf, der grimmige Doc Holliday, hatte sich inzwischen ein wenig erholt, wirkte aber immer noch unsicher und hatte leichte Probleme, das Gleichgewicht zu halten. Sie rief nach C. J., der gerade das Gehege mit den Wolfshunden verlassen hatte. »Doc Holliday gefällt mir nicht«, sagte sie. »Ich glaube, der hat irgendwas mit den Augen. Eine Nachwirkung des Huftritts, nehme ich an. Schaust du ihn dir noch mal an?«

C. J. beugte sich zu Doc hinunter und entdeckte trockenes Blut an seinem Nacken. Er berührte die Stelle vorsichtig. »Sieht eher so aus, als hätte er noch mal was abbekommen. Ein abgebrochener Ast oder so was. Nichts Ernstes, wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung. Ich werde ihn sedieren und noch mal gründlich untersuchen.«

Während sich C. J. um Doc Holliday kümmerte und Wendy einen Schuppen aufräumte, ging Carla ins Hauptgebäude, um etwas Papierkram zu erledigen. Sie wechselte einige Worte mit Amy und war schon an ihrem Arbeitsplatz, als Linda zur Tür hereinkam. »Einen wunderschönen guten Morgen!«

»Sieh an, sieh an, die verlorene Tochter!«, rief Amy.

»Linda! Da bist du ja endlich!«, freute sich Carla.

Linda Segarra war runde fünfzig, obwohl sie diese Zahl nur selten in den Mund nahm, hatte sich wieder mal zu grell geschminkt und ihre Haare weißblond gefärbt, ohne dadurch lächerlich zu wirken. Die Aufmachung passte zu ihrem lebendigen Wesen und der guten Laune, die sie versprühte. Sie drehte sich einmal im Kreis. »Na, wie sehe ich aus? Runderneuert und wieder im Rennen um die besten Plätze.« Sie lächelte so strahlend wie eine Wetterfee im Fernsehen. »Mein Verleger meint, ich sollte ein wenig nachhelfen. Mit dem Look käme ich sicher in eine Talkshow.«

»Das riecht nach einem neuen Bestseller.«

»*Von Wölfen und Menschen*. Ist der Titel nicht himmlisch? Wenn ich so viele Exemplare verkaufe wie John Steinbeck mit seinem *Von Mäusen und Menschen* lade ich euch alle nach Hawaii ein.« Ihr Lachen wirkte ansteckend. »Stellt euch vor, der Verlag will ordentlich Werbung für das Buch machen, das wäre keine trockene Abhandlung, sondern ein unterhaltsames Buch für die breite Masse, damit könnten wir in die Top 10 kommen. Und was noch viel besser ist: Die Premierparty soll tatsächlich hier im Wolfcenter stattfinden und ein echter Knaller werden. Mit Prosecco und Häppchen und allem Drum

und Dran. Sogar der Discovery Channel hat sich angemeldet!«

»Auch vegetarische Häppchen?«, fragte Amy.

»Du bekommst einen Extrateller mit dem besten Grünzeug, das wir auftreiben können«, versprach Linda. Sie wirkte richtig euphorisch. »In knapp zwei Wochen soll die große Party steigen. Sogar Big John hat zugesagt.«

Big John Hennessy war der Gründer und Besitzer von Wolf Aid, ein grauhaariger Professor, der in seiner Jugend lange unter Wölfen gelebt, sich inzwischen aber in sein Haus nach Fairbanks zurückgezogen hatte und sich nur selten blicken ließ. Umso erstaunlicher, dass er zur Party kommen wollte.

»Wahrscheinlich auch, weil ich ihn für mein Buch interviewt habe«, fuhr Linda fort. »Ich glaube, er kennt sich besser mit Wölfen aus als wir alle zusammen. Er hat schon davon gesprochen, dass sich Wölfe ähnlich wie Menschen verhalten, als davon noch niemand etwas ahnte. Und wie läuft es hier?«

Carla berichtete von der Aufregung, die um den Neuankömmling aus Kolumbien herrschte, und führte Linda zu seinem Gehege, damit sie sich selbst ein Bild machen konnte. Chico reagierte wie erwartet mit einem ähnlichen Wutausbruch, wie ihn Carla gestern erlebt hatte, nur dass Linda zum Glück der Zaun vor dem wütenden Wolfshund schützte. Chico versuchte verzweifelt, darüberzuklettern, und wurde immer wütender, als er erkennen musste, dass es zwecklos war. Er gab erst auf, als Carla ihn mit ihrer sanften Stimme beruhigte und C. J. erschien.

»Hey, Linda«, begrüßte er seine Kollegin. »Schön, dass du wieder hier bist. Chico muss sich erst an uns gewöhnen. Der Arme hat einiges durchgemacht.«

»Ein Schoßhündchen wird das nie«, sagte Linda grinsend.

Carlas Handy meldete sich. Sie ging schnell ran, bevor die Heullaute ihres Klingeltons die Wölfe reizen konnten, und schwor sich, es wieder auf ein normales Klingeln zu programmieren.

»Carla Gorman«, sagte sie.

»Mike Travis«, meldete sich der Teilnehmer am anderen Ende. »Sie erinnern sich an mich? Copper Valley Tourism. Wir haben neulich miteinander gesprochen. Wegen des Ärgers, den wir in McCarthy und Umgebung haben.«

»Ich erinnere mich an Sie.« Sie zog sich an eine windgeschützte Stelle zurück. »Die Wölfe vom Spirit Mountain. Die indianische Legende vom weißen Wolf, der mit seinem Rudel in die Täler kommt und Menschen angreift.«

»Ich weiß, Sie haben wenig Zeit ... Ich darf doch Carla sagen?«

Das konnte sie ihm schlecht verwehren.

»Sicher.« »Ich würde Sie auch nicht mit meinem Problem belästigen, wenn es nicht so ernst wäre. Würden Sie mir einen Augenblick zuhören? Drei Minuten?«

»Also gut«, ließ sie sich breitschlagen. »Schießen Sie los!«